

freuen und an dem, was mit mir geschieht. Gott! Der du mich in der Hand hast, gib mir endlich Verstand, Reife und Mut. Unser kleines Kind ist ja ein Geschenk.

Jemand sagt ihm, was mit ihm geschehen wird. Er verbittet es sich, es ist ja aber unvermeidlich. Er kann nicht ausweichen oder davonkommen. Es ist unvermeidlich.

Der Tod ist mein Freund und Begleiter. Wenn die Sonne zu heiß wird und in meinen Augen schmerzt, gehe ich ins Dämmerlicht seines Schattens. Wenn das Alleinsein mich zerreißt, drehe ich mich um, strecke die Hand nach ihm aus und er nimmt mich mit, wir sind uns ohne Zögern völlig einig. Dieses Spiel ist von sehr trstlichem Anreiz, ich weiß aber, dass die Spielerei eines Tages übergeht in Aufbruch.

Gott! Wäre der Aufbruch nur nicht in allzu weiter Ferne.

Metaphysisches Grauen. Ein Augenblick in der Verdammnis.

Er fängt an zu Gott zu beten, geht aber über in Lstern, Drohen und Fluchen, betet noch mal, versucht es mit Erschrecken, Besnftigen, Rhren. Sie soll gebären, und es regnet.

In der Nacht nach der Geburt dankt er dem lieben Gott für die Hilfe und bittet zu entschuldigen, dass er sich so aufgeregt hat.

Er erzählt von einem Sonntagnachmittag in der Verdammnis. Das Radio läuft. Gespenstisch leere Straßen in der Stadt. Der Trauerzug.

Der mit seinem Kunststück so Geschickte beschäftigt sich an einem Spätnachmittag damit. Da besucht ihn ein Mann, der sich für sein Vorhaben interessiert. Er ist auch ein geschickter Handwerker und will den Trick mit den Bällen gern lernen. Den will der Jongleur nicht zeigen. Da droht der Besucher, ihm das Leben zu nehmen, ihm sein Lebtag zu verkürzen. Er stellt sich ihm als Saatguthndler vor.

Es ist das Jahr 1719. Wenn die Russen in den Schren vor Stockholm wten und brandschatzen. Die Verwirrung ist entsetzlich. berall Flüchtlinge entlang der Straßen. Der Frhling war hart, doch dann kommt der wunderschöne Monat Juni. Dieses Gesindel, bleiben muss es, an sich halten, Mia soll ein Kind gebären. Ein sanfter Frhlingsregen fllt zur Erde. Wunderbarer Regen. Still und sanft regnet es auf Wies und Wald an dem Ort, wo sich das Furchtbare abspielen wird ...

Bibi hat Recht. Ich habe genug Komödien gedreht. Jetzt muss was andres kommen. Ich darf mich nicht mehr einschüchtern lassen. Lieber das, als eine schlechte Komödie. Das Geld schenk ich dem Teufel. Bibi hat Recht.

Halte eine Schandmesse, voll von Blasphemie und andren Grueln.

Sie lieben sich nun mal. Und jetzt ist sie schwanger. Da bleibt sie abends allein im Haus. Jemand klingelt an der Tür. Ein Mann, der nicht mit ihr reden kann. Erschrocken starrt er sie an und rennt weg. An dem Abend muss sie einen Brief zum Kasten bringen.

Da wird sie vergewaltigt.

Ihr Mann kommt spät nach Hause, und sie erzählt ihm von der Vergewaltigung. Noch in derselben Nacht kommt es zur Fehlgeburt. Ein paar Wochen später weist sie auf den Täter hin. Er schnappt ihn sich und bringt ihn um, in einem Augenblick namenlosen Grauens.

Der Unhold – er wohnt in einem kleinen Zimmer in Sundbyberg und kann sich nicht mitteilen –, er ist stumm. Immer wieder läuft er den beiden über den Weg, angstvoll

neugierig und etwas mitleidig schaut sie ihn an. Er kickt den Ball, hat eine Puppe, auf die er gut aufpasst. Die Kinder im Sumpan machen ihm gelegentlich das Leben schwer, aber nicht sonderlich schlimm. Die Mädels, vor allem zwei, machen ihm die Hölle heiß.

Er beschattet sie, sie wird nervös, er klingelt an der Tür und unternimmt einen fürchterlichen Versuch, ihr etwas zu sagen, kann aber nicht. Wird verrückt vor Zerknirschung, versteckt sich vor sich selbst. Beschattet sie, geht ihr nach. Vergewaltigt. Dann kommen Schreck und Scham. Am nächsten Tag Schlagzeilen in der Zeitung: »Unhold«. Anzeige. Steckbrief. Er stolcht herum, wagt nicht, sich zu zeigen.

Wenn Sie ihn sieht, kann Ihr Mann ihn gar nicht verfolgen, sondern muss sich um sie kümmern. Danach macht er ihn ausfindig und bringt ihn um. In ihrer Gegenwart, sie nimmt den Sterbenden in die Arme.

Elsa kommt nach Haus, steckt den Schlüssel ins Schloss. Tritt ein. Da steht sie vor Frau Heumann. Die redet. Und redet. Begrüßt sie, setzt Kaffee auf. Elsa schneidet sich in den Finger. Es blutet. Verwirrt starrt sie auf den hervorquellenden Blutstrom. Kann ihn kaum aufhalten, sieht sich im Spiegel. Das Blut fließt weiter ins Waschbecken, große, dicke Tropfen. Sie sieht sich im Spiegel. Kommt ein wenig in Angstschweiß. Spült den Finger ab, klebt ein Pflaster drauf.

Geht ins andre Zimmer, das Schlafzimmer. Blickt sich wie fremd darin um. Erkennt an irgendetwas, dass er hier war. Fällt auf die Knie. Von vorn anfangen, alles so werden lassen, wie es gedacht war. Das Richtige tun. Die Wahrheit sagen. Weil ich ihn liebe, ihn liebe, gütiger Gott, ich liebe ihn ja.

Ingmar hält das nicht aus. Er hat eine Art dumpfen Schreck gekriegt, jetzt gibt es natürlich wieder mal Krach. Wo warst du, und so weiter. Und dies: Ich bin dir scheißegal. Die ruhige Leere in Malmö. Ich habe solche Angst, ich werde ja nicht damit fertig, denke übrigens, dass Bibi besser fertig wird. Sie hat ja jetzt eine Rolle. Ingmar hat seinen Schreck, seinen Schreck, allein zu sein. Wo ist sie denn, das Mädchen. Ich werde ja noch schwachsinnig vor Nervosität, weil sie nicht kommt. Ob ihr denn was zugestoßen ist. Manchmal kriege ich solche Angst, dass ich sie für ihre unerhörte Nonchalance und Gleichgültigkeit noch zu hassen anfangen. Es kommt ja noch so weit, dass ...

1956

Die heimische Kritik war mit Ingmar Bergman manchmal wenig zimperlich; Stig Ahlgren, berüchtigt für seinen bissigen Witz, ordnete Das Lächeln einer Sommernacht einem Genre seichtester Machart zu und sprach vom »Pilsnerfilm in der Champagnerflasche«; Olof Lagercrantz, später Feuilletonchef bei Dagens Nyheter, nannte ihn »die üble Fantasie eines pickeligen Jünglings«.

Der so Gescholtene arbeitete währenddessen am nächsten Projekt, es entsprach abgesehen von einer Szenenumstellung auf den ersten Seiten im Spiralblock der fertigen Vorlage, in der ein Ritter namens Block (!) desillusioniert nach Hause ritt; was in der Drehbuchhandschrift »Der Ritter und der Tod« hieß, wurde schon der Film Das siebente Siegel. Ob Carl-Anders Dymling, Produzent bei Svensk filmindustri, SF, seine Umarbeitung der mittelalterlichen Moritat Tafelbild als Übungsstück für Schauspielschüler allerdings finanzieren würde, war mehr als fraglich.

»Und als das Lamm das siebente Siegel auftrat, entstand eine Stille im Himmel etwa eine halbe Stunde lang.« Offb. 8,1

5.4.56

Wenn Der Ritter erfährt, dass er am nächsten Tag sterben muss, oder sobald Der Tod ihn schachmatt setzt, ist eines klar. Er sucht Kontakt zu den Menschen. Der Tod verlieh ihm nämlich eine mörderische Selbsteinschätzung, er tut jetzt, was er kann. Jöns, Jof und vor allem Mia geraten in seine Gesellschaft. Unterwegs sieht er immer wieder flüchtig das Gesicht des Todes, beängstigend verführerisch.

Der Tod *spricht* zum Ritter: Meine Macht ist allmächtig. Siehst du, wie ich die Menschen hernehme und sie auslösche wie brennende Kerzen. Keiner kommt davon, siehst du, ich bin hier, um zu töten.

Der Ritter: Vater, darf ich beichten, ich will so aufrichtig zu dir sprechen, wie ich kann, doch mein Herz ist leer und voll Angst. Gut möglich, dass mir die Worte fehlen werden, mich diesbezüglich auszudrücken, ist für mich ja etwas ungewohnt.

Der Tod: Sprich, mein Sohn, ich höre dir zu und kann dir vielleicht einen Rat auf den Weg mitgeben.

Der Ritter: Wie du weißt, habe ich Angst vor Leere, Trostlosigkeit und Stillstand. Ich kann Einsamkeit und Schweigen nicht ertragen.

Der Tod: Die Leere ist ein Spiegel, der dir vorgehalten wird. Du siehst dich und dir graust. Das ist ganz natürlich.

Der Ritter: Früher war ich den Menschen und ihren Sorgen gegenüber ziemlich gleichgültig. Jetzt bin ich es nicht mehr. Ich kann aber gar nichts machen. Mein Eigennutz und meine unheimliche Gleichgültigkeit haben mich aus ihrem Kreis herausgestellt. Ich lebe in einer Eigenwelt, die nur mein fieberhaftes Denken und Fantasieren kennt. Das ist auf die Dauer ermüdend und ätzend.

Der Tod: Ich weiß. Die ganze Zeit schwebte dir der Gedanke an Selbstmord vor, du hast ihn aber nicht gewollt oder gewagt.

Der Ritter: Doch, gewagt schon. Ein Mal. Wir ritten über einen Bergpfad, plötzlich riss ich mein Pferd seitwärts an den Abgrund. Das Tier bäumte sich auf und stürzte, ich wurde abgeworfen und landete in einem Kaktus, zum feixenden Hohn meines Schildknechts.

Der Tod: Du wolltest vermutlich nicht sterben.

Der Ritter: Doch, das wollte ich. Der Tod kam mir lange vor wie ein Erlöser, wie ein Retter aus dem Jux, zu leben.

Der Tod: Du sprichst nicht wahr. Das Leben ist für dich eine ständige Quelle des Staunens, neuer Entdeckungen.

Der Ritter: Wie dieser Kreuzzug.

Der Tod: Ja, eine traurige Geschichte.

Der Ritter: Jetzt kommen wir nach zehn unleidlichen Jahren aus dem Heiligen Land. Ich dachte, Gott wollte mich für etwas Großes oder ganz Besonderes verwenden.

Der Tod: Die Menschen haben immer so viele Meinungen von dem, was Gott will und vorhat.

Der Ritter: Ja, schwierig. Was sollen wir denn machen, wenn Er uns nicht deutlich Auskunft gibt. Er bleibt ja immer unklar und diffus.

Der Tod: (räuspert sich und schweigt)

Der Ritter: Ja, da sagst du nichts und hast schon Recht.

Der Tod: Was begehrt du.

Der Ritter: Klarheit. Auskunft. Ich will Kenntnis haben. Ist es denn so grausam undenkbar, dass wir, mit unseren Augen und unseren Sinnen, Gott sehen können. Warum muss er sich in einem Dunstkreis halber Versprechen und unbezeugter Wunder verstecken. Wie sollen wir den Gläubigen glauben, wenn wir selbst nicht glauben. Was wird aus uns, die nicht glauben können, aber wollen. Was wird aus dem, der weder glauben will noch kann. Und sag mir bitte noch etwas: Warum kann ich Gott in mir nicht töten. Warum lebt er schmerzhaft weiter, obwohl ich ihn verfluche und aus meinen Gedanken verbannen will. Warum bleibt er trotzdem eine höhnisch täuschende Realität, die ich nicht loswerde. Kannst du mir das sagen. Immer dies unklare In-der-Schwebe-Halten, dieses Unwirkliche und Unerklärliche. Ich will Kenntnis haben. Nicht glauben. Nicht Annahmen, sondern klare Worte. Ich will, dass Gott mir die Hand gibt, sein Gesicht enthüllt, zu mir spricht.

Der Tod: Und er schweigt.

Der Ritter: Er schweigt nicht nur. Er hat sich von mir abgewandt. Ich rufe ihn im Dunkeln, doch anscheinend ist da keiner.

Der Tod: Vielleicht ist da keiner.

Der Ritter: Dann kann man nicht leben. Kein Mensch kann leben mit Dem Tod vor Augen, im Wissen um die absolute Nichtigkeit von allem.

Der Tod: Dann gibt es nur einen Weg.

Der Ritter: Welchen.

Der Tod: Mach dir ein Bildnis von deiner Angst, fall davor nieder und bete es an, nenn es Gott oder Auferstehung oder die unsterbliche Seele. Ich sehe keinen andren Weg.

Der Ritter: Heute Morgen kam Der Tod zu mir. Er gab mir ein paar Stunden Aufschub, wir spielen eine Partie Schach. Diese Frist gibt mir Gelegenheit, etwas Dringendes zu klären.

Der Tod: Was kannst du denn jetzt noch klären.

Der Ritter: Ich weiß nicht. Das ist ja das Grauenhafte. Mein Leben war ein einziges sinnloses Nichts, Jagen, Fahren, Palavern, ohne Sinn und Bezug. Das sehe ich jetzt. Darum möchte ich eine einzige Sache machen, die Sinn ergäbe, wie ein Zeichen Gottes, ein Lächeln oder kleines Mir-Zunicken.

Der Tod: Und darum spielst du Schach mit Dem Tod.

Der Ritter: Darum halte ich ihn hin, mit allen Finten und Kniffen, die ich gelernt habe. Er ist ein furchtbarer Gegner, noch hat er mich aber nicht dazu gebracht, eine einzige Figur aufzugeben.

Der Tod: Du bist ziemlich geschickt.

Der Ritter: Er wird wohl gewinnen, das weiß ich. Ein paar Stunden habe ich aber noch.

Der Tod: Wie willst denn du den Tod überlisten.

Der Ritter: Ich spiele eine Kombination aus Läufer und Pferd. Ihm ist entgangen, dass ich mit dem nächsten Zug seine eine Flanke aufreiße. Ich schlage drei seiner Bauern.

Der Tod: Interessant zu wissen, das merke ich mir.

Plötzlich erscheint hinter dem Beichtgitter ein Gesicht. Es ist das Gesicht Des Todes, der Totenschädelmann mit dem Grinsen in den leeren Augenhöhlen.

Der Ritter gerät in furchtbare Angst, aber auch Wut. Er rüttelt an den Stäben.

Der Ritter: Du bist ein Verräter, du betrügst mich, ich finde aber schon noch einen Weg.

Das Gesicht Des Todes verschwindet im dunklen Beichtstuhl ...

So leisten sich Ritter und Tod im gesamten Film Gesellschaft und spielen miteinander Schach.

Ich denke auch, dass Die Hexe dazugehört, halte das trotz allem für ziemlich wichtig.